



Mutter Clodesindis Lüken OSB

08.08.1880 – 31.03.1945

Generalpriorin von 1927 bis 1933

Es war ein ungemein reiches und gesegnetes Leben, das am Karsamstag des Jahres 1945 als geheimnisvolles Brandopfer seine Krönung fand.

Clara Lüken war das siebte der elf Kinder des Bahnangestellten Viktor Lüken und seiner Frau Anna, geborene Lanvers, zu Dortmund in Westfalen. Der Vater war ein fleißiger, sparsamer Mann, die Mutter zart und kränklich, doch stets mit allem zufrieden und voll selbstloser Güte für andere lebend.

Im Lauf der Jahre hatte Viktor Lüken an der Lindenallee ein eigenes Haus erwerben können. Darin herrschte frohes gesellschaftliches Leben. Es wurde viel musiziert. Die drei Söhne besuchten die höheren Schulen der Stadt und die größeren Mädchen halfen im Haushalt und bei den kleineren Geschwistern, als die Krankheit der Mutter ihr mehr und mehr die Arbeit aus den unermüdlichen Händen nahm. Die vier jüngsten Kinder waren sehr zart und starben bald, so dass die am 8.8.1880 geborene Clara schließlich die Jüngste der Familie blieb. Auch sie war ein so schwächliches Kind, dass der Arzt lange zweifelte, ob sie davonkommen würde. Doch Emma, die zehn Jahre ältere Schwester, umsorgte die Kleine mit zärtlicher Liebe, trug sie in den Sonnenschein hinaus und suchte nach besten Kräften der Mutter bei der Pflege zu helfen. Und wirklich, das Kind, dessen einer Lungenflügel lange nicht gearbeitet hatte, erstarkte mit der Zeit und wuchs zu einem lebhaften Mädchen mit langen Blondzöpfen heran. Schnell begeisterte Clärchen sich für alles Gute und Schöne und war für jeden Streich und allen Übermut zu haben.

Den Anforderungen der Höheren Töchterchule ihrer Heimatstadt vermochte Clara spielend zu entsprechen, um dann in das Lehrerinnenseminar zu Paderborn einzutreten. 1895, Clara zählte gerade 15 Jahre, starb die Mutter. Kurz zuvor noch hatte die tieffromme Frau die große Freude erleben dürfen, dass ihr dritter Sohn August sich zum Priester berufen fühlte und Theologie studierte. Ihre jüngste Tochter trug sich mit Klostergedanken, sie wollte Missionsschwester werden. Da dies aber bei dem von Frohsinn übersprudelnden Mädchen niemand für ernst hielt, verschloss sie ihren Wunsch tief im Herzen und las nur insgeheim die von Sparpfennigen erstandenen Missionsschriften. Im Studium war Clara eine der ersten und jeder hatte sie wegen ihrer Fröhlichkeit und steten Hilfsbereitschaft gern.

Hervorragende Anlagen hatte sie für den Beruf der Erzieherin und Lehrerin. Rasche Einsicht und Auffassung gaben ihr den sicheren Blick für das Wesentliche. Dank ihres entschiedenen Willens kam sie mit einer gewissen Leichtigkeit über Schwierigkeiten hinweg. Hierzu gesellte sich das mit ihrer Westfalennatur gegebene zähe Festhalten an dem, was sie im Elternhaus empfangen oder in Gebet und Studium an Ansichten und Gewohnheiten grundgelegt hatte. So sehr das all ihr Wirken in Schul- und Ordensleben befruchtete, so erklärt es auch manche Schwierigkeiten, die nicht Wenige im Umgang mit ihr erfuhren.

Clara Lüken benutzte in begeisterter Aufgeschlossenheit die vorzüglichen Anleitungen ihrer Erzieher, um selber zu einer tüchtigen, zielsicher vorgehenden Lehrerin heranzureifen.. Sie

arbeitete nach wenigen, alles durchdringenden Grundsätzen, die sie später an ihre Schwestern weitergab: „*Alles kurz und klar, in jeder nur möglichen Weise veranschaulicht, an die Kinder heranbringen*“ – „*Gib das Wesentliche*“ – „*Präge ein und wiederhole*“ – „*Gewinne die Mitarbeit der Kinder durch die Freude des Erfolges*“

Wie sie letzteres durchführte, zeigt der Bericht über eine der ersten Inspektionen, die sie als junge Lehrerin erlebte. Der Gefürchtete erschien ausgerechnet in der Rechenstunde, und die Kinder wagten vor Schreck kaum noch zu atmen. Fräulein Lüken stand ruhig vor der Klasse mit ganz leisem Schalklächeln in den Augenwinkeln. „Eins und eins“. Einen Augenblick lang saßen die Schüler überrascht da ob der unerwartet leichten Aufgabe. Die Lehrerin lächelte ihnen ermutigend zu. Nun flogen die Finger: „Eins und eins ist zwei.“ ---Zwei und eins.“.. So ging es weiter. Die Antworten folgten Schlag auf Schlag. Die Kinder lachten und freuten sich, weil sie das ja alles wie im Schlaf konnten und merkten im Eifer kaum, wie das Fräulein sie zu immer schwierigeren Aufgaben führte, bis schließlich der Inspektor den Hochaufatmenden seine volle Zufriedenheit erklärte.

Clara Lüken fand Anstellung an der Taubstummenschule zu Büren i.W., wo ihre Unterrichtsmethode noch an Klarheit, Anschaulichkeit und Eindringlichkeit gewann. Überall eroberte sie die Herzen und manch tiefe, langwährende Freundschaft wurde der allzeit Fröhlichen, jedem Güte Entgegenbringenden geschenkt.

Am liebsten jedoch weilte die junge Lehrerin im heimatlichen Kreise, dem nun ihre selbstlose Schwester Maria vorstand, und der sich durch die Verheiratung einzelner der Geschwister glücklich erweiterte. Claras Bitte, Missionsschwester werden zu dürfen, fand allerdings weniger gute Aufnahme. Der Vater wollte nicht, dass sein Kind ins Ausland gehe, und ein alter Familienfreund wettete lachend 50 Mark, dass sie bald wieder zurückkehren werde, denn ein so lebenslustiger Mensch wie sie halte es nicht lange im Kloster aus.

Kurz entschlossen reiste Clara in den nächsten Ferien (1901) heimlich nach St. Ottilien, wo seit 1888 die erste Missionsschwesternkongregation auf deutschem Boden bestand. Sie erbat sich die Aufnahme und dass man ihr den Namen Cecilia aufhebe, bis ihr der Eintritt von daheim aus möglich werde. In ihrer rosa Bluse durfte sie unter den Novizinnen weilen, und für kurze Stunden sich unter ihnen daheim fühlen.

Doch drei Jahre verstrichen, und der Vater verharrte bei seiner Weigerung. Erst sein Tod im Jahre 1904 ermöglichte seiner jüngsten Tochter die Verwirklichung ihrer Wünsche. Sie machte noch als Brautführerin die Hochzeit ihrer Schwester Anna mit, wobei sie wie gewohnt von allen Seiten Liebe und Verehrung empfing.

Und dann war sie plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden. Auch als Postulantin mag Clara Lüken zunächst noch voll übersprudelnden Lachens gewesen sein, bis einmal eine junge Schwester ihr ernst bedeutete: „Clara, hier spricht man nicht.“ Und als die Novizenmeisterin bald darauf von der Bedeutung des Stillschweigens für das innere und klösterliche Leben sprach, da fielen ihre Worte bei Clara auf guten Grund. Nach und nach lernte sie das heilige Schweigen als köstliche Behüterin gottinniger Sammlung und des wahren Klostergeistes immer tiefer würdigen und sorglicher üben, um später die ihr Anvertrauten darin zu unterweisen. Natürlich war das neue Leben auch sonst für die Allbeliebte und als Jüngste daheim ein wenig verwöhnte Lehrerin nicht leicht. Einmal ging ihr schon gleich in der Früh etwas daneben. Es gab Verdruss und Tadel; doch vor den andern mochte Clara ihre Tränen nicht zeigen. „Aber heute Abend im Bett – da wein ich mich aus.“ Am Nachmittag aber wurden mehrere Lastwagen mit Bausteinen für die Schwesterngruft angefahren. Alle

abkömmlichen Postulantinnen, auch Clara, mussten stundenlang Steine abladen. Am Abend war sie so müde, dass sie sozusagen ins Bett fiel und einschlief ehe sie an ihr morgendliches Vorhaben hatte denken können. Daraus lernte sie wieder für die Zukunft: „Habe ich es einmal fertiggebracht, dann kann ich es auch das nächste Mal!“ Mit froher Seele erschloss Clara sich dem liturgischen Leben: ja, das war die Höhenluft, auf die sie ganz und selbstständig sich einstellte, aus der sie die Nahrung für Gebet und Betrachtung zog, und durch die sie innerlich gebildet und gereift wurde.



Der 21. November 1908 sollte Clara Lücken das Kleid des hl. Benediktus und den Namen der Benediktineräbtissin Clodesindis bringen. Der einstmals von ihr erbetene Namen Cäcilia war vor einigen Jahren schon auf besonderes Ersuchen einer musikbegabten Schwester gegeben worden, da wenig Aussicht war, dass Frl. Lücken jemals eintreten werde.

Ein Jahr darauf, am 22. November 1909, dem Fest ihrer Lieblingsheiligen, durfte sie durch die hl. Gelübde sich ganz dem Herrn zu eigen geben. Die Jungprofesse wurde in Schule und Institut eingesetzt. Bald erkannten die Kinder in ihr die erfahrene Lehrerin und starke Persönlichkeit und brachten ihrem fesselnden Unterricht immer neues Interesse und Freude entgegen. Mit Spannung wartete man darauf was sie heute wieder mit zur Schule bringen werde und was anhand dieser Dinge wohl wieder gelernt werden sollte. Schwester Clodesindis verlangte viel, aber sie zeigte ihren Schülerinnen auch, wie sich das Geforderte erreichen lasse. Vor allem drang sie auf gewissenhaftes Einhalten des Stillschweigens. Und sie brachte es fertig dabei die Kinder selber zu höchst interessierten Mithelfern zu gewinnen.

Eines Tages war ihr ein leeres Photoalbum mit dunkelgrünem Einband und leuchtendem Goldschnitt in die Hände gekommen. Dies hielt sie am nächsten Samstag vor der versammelten Schuljugend hoch und gab bekannt, dass in dieses „goldene Buch“ jede am Samstag ihren Namen eintragen dürfe, die die ganz Woche hindurch das für bestimmte Zeiten und Räume angeordnete Stillschweigen gehalten hatte. So wanderte nun jeden Samstag das Wunderbuch von Klasse zu Klasse, und alle wachten sorglich darüber, dass nur ja keine Unbefugte ihren Namen auf seinen Blättern verewigte. Mit jeder Woche wuchs die Liste der ‚Schweigenden‘, und auch auf allen anderen Gebieten besserten sich dadurch Zucht und Ordnung.

Das ganze Haus aber konnte feststellen, wann Schwester Clodesindis während der Erholungszeit bei den Zöglingen weilte. Denn dann ging es besonders lebhaft und fröhlich zu, und auch da gab es immer wieder etwas Neues, das allgemein Freude erregte und alle Kinder zum Mittun heranzog. Wenn sie sich nur ans Klavier setzte wussten alle: „Jetzt kommt etwas Feines!“ Dann kamen auch die muffigsten „Eckenmännchen“ herbeigelaufen.

So vergingen die Jahre in frischem, frohem Schaffen unter der Jugend. Es kam der Weltkrieg. Mehr und mehr der Missionsbenediktinerinnen wurden für Lazarette und Soldatenheime an der West- und Ostfront angefordert. 1916 kam eine erneute Bitte für Schwestern für weitvorgesobene Posten in *Mesopotamien*. Unweit der Ruinen des alten Ninive sollte in Mossul am Tigris ein Lazarett für deutsche Soldaten eröffnet werden. Für diese gefahr- und opfervolle Mission wurde Sr. Clodesindis mit sechs Gefährtinnen ausersehen. Drei Schwestern sollten in Kayseri ein Lazarett übernehmen.

Am 1. Juli 1916 brachte der Balkanexpress die sieben Reisenden von München nach Konstantinopel. Mit dem Schiff ging es nun über den Bosphorus nach Skutari und von da mit der Bahn weiter durch die Kornkammer Kleinasiens bis zum Antitaurus. Dann mussten über die Höhen des Gebirges Maultierwagen benutzt werden bis Tarsus. Oft schwebte man auf verwegenen Bergpfaden in Lebensgefahr. Tief senkten sich seitwärts Steilwände zu düsteren Schluchten, aus denen starker Verwesungsgeruch aufstieg von den Leichen christlicher Armenier, die die Türken zu Tausenden und Abertausenden dort hinab gestoßen hatten. Allenthalben waren in den Dörfern die christlichen Kirchen zerstört. Viele Männer, Frauen und Kinder streiften zerlumpt und obdachlos durch die Gegend und bettelten scheu und verängstigt um Brot. Da und dort wurden weitere Scharen zum Tode getrieben. Die Deutschen durften nichts tun, um ihnen zu helfen, denn einer ihrer eigenen Generäle hatte diese Schandtaten der türkischen Verbündeten genehmigt. Am 14. Juli erreichten sie Aleppo, wo sie bei den Borromäerinnen liebevolle Aufnahme fanden. Ein Telegramm von Mossul drängte zur baldigen Weiterfahrt. In Rasulein warteten bereits Militärkraftfahrer auf die Ankommenden: in Mossul war die Cholera ausgebrochen; da brauchte man die Schwestern dringend. Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett wurden jedem der drei Autos zugeteilt, denn arabische und kurdische Wüstenräuber machten die Wege unsicher. Insgeheim machten die Schwestern sich auf den Tod gefasst; doch unentwegt sangen sie ihre frohen und frommen Lieder, während man durch die Wüste sauste. Der Hitze wegen konnte nur von morgens 2 – 10 Uhr gefahren werden; die übrige Zeit hieß es, in den mitgeführten Zelten rasten. Schlafen konnte man der Hitze, der Moskitos und sonstigen Ungeziefer wegen nicht viel. Zudem heulten die ganze Nacht hindurch fern und nah die Schakale. Eines Tages trauten sich arabische Kurden mit kranken Augen und schlimmen Arm- und Beinwunden in die Nähe und waren wie dankbare Kinder, als die Schwestern ihnen Arznei gaben und ihre Wunden verbanden. An einer anderen Raststelle ließ ein Pascha die Ordensfrauen in sein Empfangszelt bitten, wo er sie achtungsvoll begrüßte und mit Mokka und Erfrischungen bewirtete. Ein Dolmetscher ermöglichte die Unterhaltung. Als man aufbrach bedeutete der Pascha, dass er eine der Damen bei sich behalten wolle. Da wurde Schwester Clodesindis energisch und erklärte mit ruhiger Entschiedenheit, das sei unmöglich, da sie alle mit Allah vermählt seien. Genau nach dem bei den Türken beobachteten Zeremoniell verneigten sie sich daraufhin alle bis zum Boden, berührten mit der Rechten den Staub zu Füßen des Gewaltigen und drückten die staubige Hand gegen Brust, Stirne und Mund als Abschiedsgruss. Doch traute man dem Blick nicht, den er den Scheidenden nachgesandt und war froh, dass die Nacht verging ohne dass eine von ihnen weggeholt wurde. Und weiter ging es durch die Wüste. Kurz vor Mossul nahen sich nochmals Autos mit bewaffneten Arabern, doch als die Schwestern den Arm mit der Rotkreuzbinde emporhoben, sausten sie vorüber.



Am 5. August endlich war man am Ziel. Voll Freude wurden sie von Generalstab und Mannschaft begrüßt. Der Herzog von Mecklenburg bat die Schwestern zum Tee und fragte, als er ihre von Mücken zerstochnen Hände sah, ob sie keine Moskitonetze hätten: „Ja, diese Strecke hat noch keine Dame gemacht!“ Dann brachte Dr. Schäfers, ein Kölner Priester, der vom „Verein des heiligen Landes“ dem chaldäisch unierten Priesterseminar zu Mossul als

Lehrer zur Verfügung gestellt war, die todmüden Ankömmlinge zum Kloster der arabischen Schwestern, die sie wie eigene Mitschwester umarmten und aufnahmen. Auch der greise Patriarch Thomas Emanuel, der chaldäische Bischof von Mossul, kam in rotem Talar auf einem Schimmel geritten, um die deutschen Ordensfrauen zu begrüßen und sie seiner väterlichen Sorge und Hilfsbereitschaft zu versichern.

Als bald ging man ans Einrichten des Lazarettts, das etwa 50 Kranke aufnehmen konnte und gleich nach seiner Eröffnung belegt wurde. Am folgenden Tag schon hatte Schwester Pia hohes Fieber, und bald darauf erkrankte auch Schwester Clodesindis. Beide hatten Malaria. Da die Arbeit aber drängte, durfte man sich nicht viel pflegen und schonen, trotz der bei Beiden immer wiederkehrenden Malariaanfalle.

Im Oktober aber musste sich Schwester Pia mit schwerer Ruhr legen. Man brauchte unbedingt weitere Kräfte, und so wurden die drei in Kayseri im Taurus eingesetzten Schwestern von der Militärbehörde nach Mossul beordert. Als sie am 27. Oktober auf hoch bepacktem Lastauto in die Stadt einfuhren, kam ihnen ein Leichenzug entgegen. Um ihn herum in den Strassen und auf den Dächern war lautes Klagen und Weinen. Als man den Schwestern auf ihre Frage, wer gestorben sei, antwortete, verstanden sie in dem allgemeinen Lärm: „Eine Schwester“, und glaubten bestürzt, es müsse Schwester Pia sein. Doch dann stellte es sich heraus, dass es Dr. Schäfers war. Dieser deutsche Priester war von allen wegen seiner großen Güte und unermüdlichen Hilfsbereitschaft gegen die ganze Bevölkerung ungemein geschätzt und geliebt. Bei seinen Armenbesuchen musste er sich 14 Tage zuvor den Typhus geholt haben, dem er trotz aller aufopfernden Pflege der Schwestern erlag. In der Woche nach seinem Tode erkrankte seine Pflegerin Schwester Clodesindis an der gleichen Seuche. Wie war man froh um die Nachgekommenen. Mitte Dezember endlich war die Kranke außer Gefahr, und an Weihnachten konnte Schwester Clodesindis auf dem vom Patriarchen gesandten Harmonium im Festsaal die Lieder der Soldaten begleiten. Die Schwestern sangen „Menschen seht die ewige Liebe“ und „Stille Nacht“. Der deutsche Konsul hatte für blühende Rosen gesorgt, froh begrüßte Geschenke überraschten einen jeden und alle waren glücklich: die Schwestern, dass sie austeilen und glücklich machen, die Soldaten, dass sie soviel Liebe empfangen durften. Zum Gottesdienst suchte man die chaldäische Bischofskathedrale auf. Waren manche der dort gebräuchlichen Zeremonien auch fremd und die Sprache unverständlich, so wusste man sich doch mit den unierten Christen eins im Glauben. „Betrachtet jeden der euch Anvertrauten als euern Bruder in Christus. Tut ihm, was und wie ihr es dem Herrn selber tun möchtet!“ pflegte Schwester Clodesindis ihren jüngeren Gefährtinnen zu sagen. Mutig trat sie für die Rechte der einfachen Soldaten ein und scheute sich nicht in rechter und höflicher Weise auch den Offizieren und Ärzten die Wahrheit zu sagen, wenn diese ungut gegen die Mannschaft vorgingen.

Einem neu angekommenen Stabsarzt war sie, die als katholische Ordensfrau sich solches erlaubte, ein Dorn im Auge. Er suchte sie wegzuschicken und erklärte, für das dortige aufreibende Klima sei sie zu schwächlich und müsse deshalb nach Deutschland zurück. Die leitenden militärischen Stellen aber schätzten Schwester Clodesindis wegen ihrer klugen Tüchtigkeit und wegen ihres vorzüglichen Einflusses auf die Soldaten. Deshalb veranlasste der Oberstabsarzt, dass sie mit einigen der Schwestern an der sogenannten Gleisspitze ein Soldatenheim für etwa 100 Mann eröffne, dem eine Lazarettbaracke für Durchreisende angegliedert wurde.

Die sogenannte Bagdadbahn war damals noch im Bau, und da ihre Vollendung von großer militärischer Bedeutung war, wurde alles darangesetzt, den Schienenstrang durch die Wüste voranzutreiben. Man war damals bis Derbesie, Abrahams Heimat, gekommen. Das trockene

Wüstenklima war den Schwestern weit zuträglicher als die feuchte Hitze am Tigris. Doch infolge der abgelegenen primitiven Verhältnisse mussten die Schwestern für alle Bedürfnisse persönlich sorgen, damit die in Zelten lagernden Mannschaften nur in etwa ein Heim hatten. Fast vermochten die wenigen Schwestern die Arbeit nicht zu bewältigen.

Um die Lage darzutun und weitere Mitarbeiterinnen zu erbitten, reiste Schwester Clodesindis im Herbst 1917 selber ins Mutterhaus. Zwei Monate später kehrte sie mit drei neuen Schwestern zurück nach Tell-Helif, wohin inzwischen das Zeltlager vorgerückt war. Tief genoss Schwester Clodesindis in späten Abend- und frühen Morgenstunden die Schönheiten der weiten schweigenden Einsamkeit. Ihr unbesieglar fröhlicher Sinn teilte sich den anderen mit und trug über manch Ungelegenes und Schweres hinweg. Ganz selten nur reiste ein Militärseelsorger durch, sodass Gelegenheit zum Empfang der hl. Sakramente gegeben war. Da musste oft ein kurzes Wort der Heiligen Schrift, ein Sätzlein aus der Liturgie den Vielbeschäftigten Herz und Sinn zum Allgegenwärtigen Gott erheben helfen. Dazu kam das von Schwester Clodesindis wach erhaltene Bewusstsein, dass man Ihm in jedem der Menschenbrüder diene. Wie viele Briefe an Angehörige der Soldaten wurden vermittelt, wie viele junge Menschen vor Verderben an Leib und Seele bewahrt; über so manche dunkle oder heimwehschwere Stunde halfen die Schwestern hinweg, wie vielen in den Ungebundenheiten und Gräueln des Krieges irregegangenen Seelen wurde der Weg zu Gott zurück gezeigt.



Leicht war es nicht für die Schwestern, das Leben der Einsamkeit und Wüste in der bedrohlichen Nähe fanatischer Mohammedaner. Wie so manches Mal drang durch das Schweigen der Nacht bis zum Schlafzelt der Schwestern das Jammergeschrei der immer noch von den Türken zur Niedermetzlung aus ihren Dörfern vertriebenen Christen! Welch furchtbare Begebenheiten erzählte unter strömenden Tränen der weissbärtige Patriarch: über 100 seiner Dörfer lagen verwüstet und menschenleer. Die besten seiner wenigen Priester hatte islamitischer Hass wortwörtlich in Stücke zerhauen. Und hier versagte auch für Sr. Clodesindis, die sonst unentwegt gegen jedes Unrecht auftrat, die Möglichkeit zu helfen. Hätte ein Deutscher gewagt sich dem Wüten der Mordenden in den Weg zu stellen, so würde deren Christenhass den bisherigen Verbündeten nicht geschont haben. Doch auf solchem Bündnis konnte kein Gottessegen ruhen. Auch hier kam es wie es kommen musste: „So hat sie Gott geschlagen...“ Schließlich konnten sich auch in Mesopotamien die Truppen nicht mehr halten. Bis in den Oktober 1918 hinein hatte man immer noch gehofft bleiben zu können. Erst als die Engländer Aleppo und Rasulein in Händen hatten, erkannte man das Verhängnisvolle der Lage.

Schon ratterten am 28. Oktober englische Tanks durchs nördliche Tor von Mossul hinein, da drängten durch das entgegengesetzte Tor die Fliehenden hinaus in die Wüste. Etwa 100 Autos hatte man zusammengebracht, um auf Umwegen Mannschaften, Patienten, Schwestern und Hilfskräfte der Verbündeten nordwärts zu befördern. Es war ein unsinniges Hasten über grauenerregende Bergpfade, vorbei an schwindelmachenden Abgründen, in die immer wieder das eine und andere der zu waghalsig vorandrängenden Fahrzeuge hinabstürzte, über schwankende, morsche Brücken. Heftiger Regen setzte nach einigen Tagen ein. Die

Schwestern kauften von vorüberziehenden kurdischen Hirten braunweiss gestreifte Ziegenhaarmäntel, um sich in etwa gegen die Kälte zu schützen; denn meist hieß es im Freien übernachten. Auf den Höhen des Antitaurus schneite es. Die Autos blieben stecken; man versuchte vergebens sie voranzuschieben. Schließlich mussten sie von langen Maultiergespannen weitergebracht werden. Räuberbanden und sich herumtreibende Soldaten machten die Gegend unsicher, und schließlich erkrankten Einzelne, dann immer mehr von der Mannschaft und von den Patienten, an einer eigenartigen, tückischen Erkältung. Später sollte man erfahren, dass es die Lungenpest war.

Inmitten all dieser Gefahren durften die Schwestern mitunter greifbar den Schutz des Himmels erfahren. Ihr Herz war voll Dankbarkeit als sich endlich am 18. Dezember alle in Samsun am Schwarzen Meer zusammenfanden. Hier bot sich ihnen in einem Kloster Unterkunft zu mehreren Tagen so notwendiger Rast. Immer weiter griff inzwischen die Seuche unter den nachrückenden Flüchtlingen um sich und forderte zahlreiche Opfer. Engländer und Franzosen beherrschten die Stadt und schifften am 10. Januar 1919 gegen 1200 von der Krankheit verschonte Deutsche, auch die Missionsbenediktinerinnen, auf der „Kerkyra“ nach Konstantinopel ein. Wieder sorgten unter Sr. Clodesindis' Führung und Anweisung alle nach Kräften für Aufrechterhaltung der Ordnung und Belebung der Stimmung unter der niedergeschlagenen und erschöpften Mannschaft. Niemand durfte das mehr als 14 Tage im Hafen liegende Schiff verlassen. Doch konnten die vier im Lazarett zu Haida Paschah arbeitenden Missionsbenediktinerinnen ihre Mitschwestern auf Deck besuchen; und als die „Kerkyra“ schließlich zur Entlausung und eingehender Desinfektion ihrer Passagiere dort anlegte, wurde den Ordensfrauen der Besuch des Gottesdienstes gestattet.

Am 1. Februar 1919 ging die Reise mit der „Korkovado“ weiter. Wie war man froh, diesmal einen Priester an Bord zu haben. Doch nach einigen Tagen schon zeigten sich bei ihm die Anzeichen von Paratyphus, und er musste an Land und ins Lazarett gebracht werden.



Wegen der ausgedehnten Minenfelder konnte die Fahrt durchs Marmara- und mittelländische Meer nur bei Tag und ganz langsam hinter einem französischen Minensucher fahrend gewagt werden. Im Kielwasser der „Korkovado“ folgten die „Jerusalem“ mit den vier Haida-Paschah-Schwestern an Bord und noch drei weitere Schiffe. Vorüber ging es an stummen Zeugen furchtbarer Kämpfe, aus dem Wasser ragenden Wracks versenkter Schiffe, an von der unfernen Küste herüberschauenden Befestigungen und

Ruinen, vorüber auch an Stätten schwer von geschichtlichen Erinnerungen: Troja, der Klosterberg Athos, die Sporaden und Kykladen. Als am Abend des 20. Februar Kreta auftauchte sank die Sonne blutrot ins Meer. Kreischend flogen die Möwen um den Mast, und das Barometer kündete Sturm. Zuvor schon waren für den Fall eines unversehene Auffahrens auf eine Mine Rettungsgürtel an die Passagiere verteilt und Rettungsboote herabgelassen worden. Schwester Clodesindis machte Mut und heiterte die angstvoll Herumkauernden auf. Unter Stossen und Rollen schaukelte das Schiff durchs Ionische Meer. Alle paar Stunden sprang wieder ein anderer Lotse an Bord, denn nur ein ganz Kundiger der betreffenden Gewässer vermochte das Schiff zwischen den Minenfeldern hindurch zu steuern.

Am 26. Februar legte der Dampfer in Triest an, doch niemand durfte aussteigen. Nur eine an Blinddarmentzündung erkrankte Dame wurde ausgeschifft. Ihre drei kleinen Kinder bleiben unter der Obhut der Schwestern, die sie später in Rosenheim der Großmutter übergaben. Bis zum 3. März lag die Korkovado vor Venedig, wo man um 12 Uhr mittags endlich aussteigen

und den zu Heimat führenden Zug nehmen durfte. Am folgenden Abend um 11 Uhr waren die Schwestern in München und tags darauf, 132 Tage nachdem man Mossul verlassen hatte, daheim im Mutterhaus.

Infolge des unerwarteten, unglücklichen Kriegsausganges waren aus der ostafrikanischen Mission, aus Bulgarien und von den verschiedenen Kriegsschauplätzen mehr als 90 Schwestern nach Tutzing zurückgekehrt. Die dadurch beschränkten Raumverhältnisse in dem an sich weitläufigen Kloster, die geschwächte Gesundheit vieler der nach Jahren voller Strapazen Heimgekehrten, die niederdrückenden Zeitverhältnisse sowie die Entbehrung und Not der Nachkriegszeit stellten besonders hohe Anforderungen an das Zusammenleben in der Klostergemeinde. Um die den meisten so unfreiwillig auferlegte Wartezeit für künftiges Missionswirken fruchtbar zu gestalten, wurden Studienkreise eingeleitet für Sprachen, Musik, Erziehungslehre und praktische Fertigkeiten. Schwester Clodesindis fielen die Stunden in Musik und Pädagogik zu. Da war sie in ihrem Element. Nun konnte sie weitergeben was sie einst selber empfangen und durch langjährige Erfahrung weiterentwickelt und erprobt hatte. Ihre eigene Freudigkeit und Begeisterung sprang auf die fröhlich mitarbeitenden Schwestern über und erschloss vielen die Wege zu späterer gesegneter Tätigkeit in Chor und Schule.

Nach Monaten zeigten sich wieder Möglichkeiten, Schwestern in das eine oder andere überseeische Land zu senden. Wie sehnlich wartete man dort seit langem auf frische Kräfte. In *Brasilien* bestanden seit 1903 in Olinda, Pernambuco, und seit 1905 in Sorocaba, São Paulo, Schulen und Internate.

1906 hatten die Missionsbenediktinerinnen auf den *Philippinen* eine gesegnete Tätigkeit übernommen. Die Schule entwickelte sich hier so schnell, dass im Verlauf von 8 Jahren dreimal in größere Räumlichkeiten umgezogen werden musste. Zudem war 1912 in Albay die St. Agnes-Academy, und 1917 im kühleren Bergklima von Baguio ein bescheidenes, unbedingt notwendiges Ferienheim gegründet worden. Auf diesen drei Stationen hatten 19 Schwestern die 6 schweren Jahre der Absperrung von der kriegsumtobten Heimat ausgeharrt, in steter Furcht, als Ausländerinnen von den amerikanischen Inseln ausgewiesen oder in Gefangenschaft verbracht zu werden und ohne die Mittel, weltliche Kräfte zur Entlastung der überbürdeten Lehrschwestern heranzuziehen. Nach und nach hatten die religiösen und gemeinschaftlichen Übungen auf ein Mindestmass beschränkt werden müssen. Vieles, das dringender Erledigung bedurfte, blieb all die Jahre unentschieden.

Endlich fanden wieder Briefe vom Mutterhaus den Weg übers Meer und mit ihnen die Nachricht, dass am St. Maurstag 1920 zahlreiche Missionarinnen für die Aussendung bekannt gegeben worden waren, unter ihnen 15 für die Philippinen. Drei Monate dauerte es noch bis alles soweit geordnet und vorbereitet war, dass man die Reise wagen durfte. Sr. Clodesindis sollte Reiseführerin sein und drüben die seit langem fällige Visitation als Vertreterin der damaligen, schwerleidenden Generalpriorin M. Birgitta Korff vornehmen.

Am Freitag in der Osterwoche, dem 13. April 1920, fand die feierliche Missionsaussendung statt. In Genua schifften die 15 Schwestern sich nach *Barcelona* ein, wo sie nach



sturmgeschaukelter Nachtfahrt frühmorgens mit Sack und Pack auf der Strasse standen und nach einer Kirche ausschauten. „Where is a Church?“ wandte sich Sr. Clodesindis an einen

des Weges kommenden Polizisten. Der schaute sie in spanischer Höflichkeit verständnislos an. „Dove è una chiesa?“ Er schüttelte den Kopf, auch als die Frage „Où est une eglise?“ lautete. Verlegenes Lächeln auf beiden Seiten. Da breitete die Fragerin die Arme aus und sang: „Dominus vobiscum“. Ein beglücktes Licht des Verstehens flog über das dunkle Gesicht des Wächters der Sicherheit. „Ah – Iglesia!“ und alsogleich setzte er sich zur nächsten Kirche hin in Bewegung.

Nach der hl. Messe warteten die Übrigen bis Sr. Clodesindis und ihr Begleiterin vom bischöflichen Palais zurückkamen, wo sie ein Empfehlungsschreiben an die Madres Reparadoras und Führung zu ihrem Kloster erhalten hatten. Für 8 Tage fanden sie hier im leerstehenden Exerzitantenflügel liebevolle Aufnahme und wurden von den guten Madres mit wahrhaft großzügiger Gastfreundschaft beglückt. So lange nämlich dauerte es bis man nach Manila weiterreisen konnte. Keines der Konsulate und niemand an den amtlichen Stellen wollte sich in dieser Zeit mit *deutschen* Klosterfrauen einlassen oder gar für sie die Verantwortlichkeit übernehmen.

Die übrigen Schwestern suchten inzwischen bei der täglichen Aussetzung des Allerheiligsten und beim Besuch der damals noch in altherwürdig südländischer Pracht strahlenden Kirchen der Stadt die Hilfe des Himmels für die Überwindung dieser Schwierigkeiten und für das ihrer harrende Missionswirken zu erleben. Vergebens wandte sich Sr. Clodesindis an ein Konsulat nach dem andern.

Schließlich tat ein von der Gemahlin seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, Prinzessin Maria de la Paz, an eine nahe Verwandte in Barcelona gerichtetes Schreiben seine Wirkung. Die hohe Frau bat darin, den Missionarinnen in jeder Weise behilflich zu sein. Die Dame fand sich im Kloster der Reparadoras ein und ließ sich von deren Oberin die Benediktinerinnen vorstellen und mit der Lage der Dinge bekannt machen. Sie wusste Rat. Im Namen der Schwester des Königs von Spanien erwirkte sie telegraphisch, dass ein Marquis, der Eigentümer mehrerer Schiffe war, es möglich machte, dass die Schwestern auf der „Legaspi“, einem dieser Dampfer, ohne Pässe, Visa und Geld mit nach Manila fuhren. Als alles endlich so weit war, nahm man bewegt von allen edlen Helfern und Wohltätern Abschied und begab sich an Bord. Da eine bedeutende Summe als Hafengebühr zu erlegen war, blieb den Schwestern bei dem geringwertigen deutschen Geld nicht einmal mehr so viel, dass sie am Ende der Fahrt den Stewards hätten ein Trinkgeld zukommen lassen können.



Immer noch bestand auf den offenen Meeren die Gefahr der Treibminen, und so musste die „Legaspi“ ihren Weg sehr vorsichtig und langsam machen. Außer dem Schiffskaplan war auch ein Jesuitenpater, Direktor Selga des Observatoriums in Manila, an Bord. So hatte man täglich zwei hl. Messen und im Mai allabendlich Rosenkranz mit Litanei und gesungenem Salve Regina, wozu sich auch der Herr Kapitän und Angestellte des Schiffes einfanden.

Fast täglich machte der rundliche Kapitän den Schwestern seine Aufwartung, grüßte mit spanischer Grandezza und stellte, sich den Schweiß von der Stirne wischend, fest: „Madres, hace mucho calor – Madres, es ist sehr heiß“. Er hatte es eingerichtet, dass die Schwestern ihre Mahlzeiten vor den übrigen Passagieren einnehmen konnten. Wenn dann diese bei Tisch waren, hielt man ungestört im Salon fröhliche Freizeit. Sr. Clodesindis sorgte dafür, dass dabei gesunder Humor und unbeschwertes Lachen zu ihrem Rechte kamen, und dass sich

auch sonst kein Heimweh einschlich unter ihren jungen Reisegefährtinnen. Ganz einfach war dies nicht, denn da die Schwestern keine Pässe und kein Geld hatten, konnten sie in keinem Hafen an Land gehen, und in ziemlicher Einförmigkeit reihte sich Woche an Woche. Als deren schließlich sechs verstrichen waren, lag die „Legaspi“ am 31. Mai vor *Manila*. Während die Mitreisenden ausstiegen, wurde Nachricht an die St. Scholastika-Schwestern gesandt, dass man kommen, die 15 Neuangekommenen abholen und das Geld für die nun zu erledigenden Gebühren mitbringen möge.

Und dann war man endlich am Ziel! Aber auch der kleinen Manilakommunität wollte es wie ein Traum erscheinen: so viele liebe Mitschwestern aus dem Mutterhaus, von dem man all die langen Jahre her abgeschnitten gewesen war. Was es alles zu erzählen gab! Und Welch froher sonniger Geist unter ihnen herrschte! Die seit 9 Jahren auf den Philippinen weilende Priorin war Sr. Clodesindis' Novizenmeisterin gewesen und hatte nun die Freude festzustellen, dass die eben 40-jährige Visitorin sich ihrer nicht leichten Aufgabe mit feinem Takt, benediktinischem Geist und wahrhaft schwesterlicher Liebe unterzog. Im Juni reiste sie zum gleichem Zweck nach Albay, wohin alsbald auch 5 der Neulinge entsandt wurden zur willkommenen Verstärkung des dortigen kleinen Schwesternkreises.

Und nun begann allenthalben ein frisch-frohes und beglückendes Schaffen, als sei nach langem Winter der Frühling angebrochen. Chorgebet und Choralgesang konnten wieder im früheren Umfang und mit neuer Begeisterung durchgeführt werden. Frohsinn und glückliches Lachen brachten Leben und Heimatgeist in die Freizeit, Pünktlichkeit und eifriges Streben Schwung und Freude in jedes Tagewerk. Nachdem so alles zur Zufriedenheit geregelt worden war, folgte die Priorin Ende Oktober 1920 dem Ruf zum Generalkapitel ins Mutterhaus.

Schwester Clodesindis blieb als stellvertretende Oberin in Manila. Am Sonntag *Laetare* des folgenden Jahres traf die Nachricht ein, dass sie zur Priorin von St. Scholastika bestimmt sei. Als Schwester Subpriorin im Namen der Kommunität die neue Mutter begrüßte, sagte sie in ihrer frohbewegten Ansprache, ohne sich dabei der Komik ihrer Worte bewusst zu werden: „Schon einmal hat uns der Himmel an *Laetare* ein besonderes Geschenk gemacht. Als wir in den Anfangsjahren gar arm daran waren und richtig Not litten, sandte er uns an diesem Tag eine wertvolle Milchkuh. Und wieder ist es *Laetare*, und wieder wird uns ein Geschenk, unsere liebe Mutter Priorin“! Diese bemühte sich tapfer, das sie schüttelnde Lachen zu verbergen.

Manila war damals eine aufblühende, moderne Großstadt, die sich weit dem einströmenden amerikanischen Reichtum und Wohlleben auftat. Sie beherbergte neben den typischen Filipinos eine nicht unbeträchtliche Armenbevölkerung mit all der gesundheitlichen und moralischen Gefährdung tropischer Hafenstädte. In diese Umgebung fand sich Mutter Clodesindis mit den ihr anvertrauten Schwestern hineingestellt, um den Seelen Gottes Wahrheit, Gebote und Liebe zu bringen. Zu diesem Bewusstsein suchte sie die jungen Missionarinnen zu erziehen: „Ich will alles tun, dass sie ganze Missionsschwestern werden“. Um dies zu erreichen, hatte sie, die Gütige, Verstehende, den Mut Grosses, Schwerstes, ja „unmöglich Scheinendes“ zu verlangen.

Vor allem drang sie auf genaue Einhaltung des klösterlichen Schweigens und ebnete allen durch kluge Anordnungen und mitunter fast übertrieben anmutendes Beispiel den Weg. Die heilige Armut musste bis ins kleinste geübt werden. Ihrem Blick auf das hohe Ziel entging dabei zuweilen das Nicht-mehr-mit-kommen der Einen oder Anderen in körperlicher oder geistiger Überanstrengung.

Damit jede Schwester für das eigene Leben und den Unterricht bei andern über ein klares, gediegenes Wissen verfüge, ließ sie die jungen Leute Stellen aus der Heiligen Schrift und Liturgie, Wahrheiten des Katechismus und der Regel Sankt Benedikts auswendig lernen. Kernsätze wie die folgenden prägte sie bei jeder Gelegenheit ein: „Gott allein genügt“ „Das eine Herz dem einen Gott“ „Bewahre dir die Freiheit des Herzens“ „Was ich der geringsten Mitschwester getan, habe ich Gott getan“ „Meide jede Sonderlichkeit“ „Mache andere glücklich, und du machst sie heilig“ „Das Leid der Welt, es wär nur halb so schwer, wenn jede Frau auch eine Mutter wär“. Die Epistel von der starken Frau (Spr. 31:10-31) erfreute sich ihrer besonderen Vorliebe. Sie stellte sie immer wieder ihren Schwestern und Schülerinnen als Vorbild hin, nach ihr auch formte sie zielbewusst ihr eigenes Leben.

Bisher hatte St. Scholastika nur eine höhere Mädchenschule mit Internat versorgen können. Doch da man nun genügend Schwestern hatte, durfte sich der Wirkungskreis mehr und mehr erweitern. 1921 schon erstand an der Nordostecke des Grundstücks in einem einfachen Holzhaus eine Armenschule, in der bald 120 Jungen und Mädchen die Wohltat eines christlichen Unterrichts empfingen. Schnell stieg ihre Zahl auf 300. Zwei Schwestern suchten regelmäßig die umwohnenden Armen auf, um ihnen in ihren körperlichen und seelischen Nöten zu helfen, bis auch andere Vereinigungen dadurch auf diese Liebespflicht aufmerksam wurden und nach und nach die Schwestern ablösten.



Auch die Schülerinnen von St. Scholastika wurden zur Apostolatsarbeit erzogen und dafür gut ausgebildet. Jeden Sonntag durften dann einige von ihnen die Schwestern in die staatlichen Anstalten begleiten, wo Waisen und Besserungszöglinge, Frauen und Mädchen der Gefängnisse in den Glaubenswahrheiten unterrichtet wurden.

Besonders zog es Mutter Clodesindis zu den Taubstummten und Blinden, denen sie infolge ihrer Ausbildung und Erfahrung besondere Hilfe und Freude schenken konnte. Sie ließ sie an den Sonntagen auf eigene Kosten zu Unterricht und Gottesdienst nach St. Scholastika bringen, wo diese vom Leben Benachteiligten viele frohe Stunden und manch unvergessliches Fest erlebten.

Da die Kinder an den staatlichen Volksschulen keinen Religionsunterricht genossen, damals aber

den Schwestern noch kein Zutritt gewährt wurde, fuhren mehrere von ihnen an den Sonntagnachmittagen in kleinen Wägelchen zu den entfernten Pfarreien und in die Dörfer vor der Stadt und sammelten dort die Jugend in der Kirche zur Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sakramente. An solcher Sonntagsarbeit durften vor allem die nicht in der Schule beschäftigten Schwestern ihre Missionsaufgabe finden. Nach 1924 besuchten größere Gruppen ein Militärlager, um die dortigen Soldatenkinder zum Gottesdienst zu versammeln und anschließend in der Religion zu unterrichten, wobei sich oft auch junge Filipinosoldaten einstellten. Bald schon wandten sich die Priester großer Landpfarreien an St. Scholastika mit der Bitte um Lehrschwestern für ihre Pfarrschulen. 1921 konnte die erste derartige Aussendung von vier Schwestern nach Opon stattfinden. 1922 folgte St. Mary's Academy in Bacolor und Holy Family Academy in Angeles, beide in der Provinz Pampanga, 1924 dank der nun in regelmäßigen Abständen vom Mutterhaus gesandten Schwestern, Sacred Heart

Academy in der Hafenstadt Cavite, und Holy Infant Academy in Tacloban, der Hauptstadt von Leyte, 1925 Assumption Academy in San Fernando, 1926 Immaculate Academy in Boac auf der Insel Marinduque.

Selbstverständlich stellten diese Neugründungen bedeutende Anforderungen an die geistigen Kräfte wie auch an den Opfermut der jungen Schwestern. Die meisten konnten noch nicht viel Englisch und hatten in eiligen Schulungskursen nur die Anfangsgründe der Unterrichtskunst erlernt. Zwar wurden in jenen Jahren noch keine so hohen Anforderungen in den philippinischen Schulen gestellt, und so vermochten sie sich wohl allmählich in die Verhältnisse einzuarbeiten. Aber angesichts der großen Schülerzahl und der Lebhaftigkeit dieser südländischen Kinder war es stets ein schwerer Anfang.



Unterkunft fanden die Schwestern gewöhnlich in einem Flügel der den Kirchen angebauten altspanischen *Conventos*, dunklen, dumpfen Steinbauten, die seit Jahrhunderten Hochburgen der Fledermäuse waren, die einen unbeschreiblichen Schmutz hineintrugen. „Sich nicht beklagen“, mahnte Mutter Clodesindis, „wir arbeiten ja für Gott - da muss man mit solchen Kleinigkeiten fertig werden können“. Doch nach und nach wurde es besser. Die Priorin suchte den Schwestern nach Kräften beizustehen und die Verhältnisse leichter zu gestalten. Ihre knappen, doch stets frohgemuten Briefe, stille Erholungswochen für möglichst alle in dem zweckmäßig eingerichteten Ferienheim in *Baguio*, frohe Weiterbildungskurse, in denen man die gemachten Erfahrungen austauschen konnte, suchten über allzu niederdrückende Nöte hinwegzuhelfen. Und als genügend Kräfte zur Verfügung standen, durften fähige Schwestern und Kandidatinnen sich auf den Schulen Manilas höheren Studien in Wissenschaften und Künsten widmen, sodass man im Lauf der Jahre einen gründlich ausgebildeten Lehrkörper gewann und besonders die Musikschule von St. Scholastika sich anschaulicher Leistungen und eines erfreulichen Rufes rühmen konnte. Denn auch die Anstalt zu Manila selbst wuchs und erweiterte sich nach innen und außen. Sobald die Mittel es erlaubten, wurde dort mit dem Bau eines würdigen Gotteshauses begonnen, in dem nicht nur die stetig wachsende Schwesternschar, sondern auch die 120 Zöglinge und 400 externen Schülerinnen genügend Platz fanden. Im März 1923 schaute es mit zwei schmucken Türmen weit über seine Umgebung hinaus und stellte schließlich mit vornehmer, dem Landesgeschmack entsprechender Innenausstattung eine schöne, der Heiligsten Dreifaltigkeit geweihte Kirche dar. Zeitlich und räumlich schlossen sich daran ein 40 m langer Flügel für Schulzwecke im Erdgeschoss und großen, luftigen Zöglingsschlafsälen im ersten Stock, sowie später ein kleiner Querflügel mit Schwesternzellen an. Als die Priorin im März 1927 zum Generalkapitel nach Europa reiste, ließ sie in Manila und auf den 7 Stationen 90 Schwestern zurück. Außerdem hatte St. Scholastika ein aufblühendes Noviziat, aus dem bereits 8 Filipinoschwestern hervorgegangen waren, und dem damals 2 Novizinnen und 2 Postulantinnen angehörten.

Auf dem Kapitel zu Tutzing wurde Mutter Clodesindis zur Generaloberin gewählt. Damit sah sie sich an die Spitze der Kongregation gestellt, die 1885 gegründet, nun gegen 550 Professschwestern in 45 Häusern zählte. Mutter Clodesindis' schlichter Art widersprach solches auf-den-Leuchter-gestellt-sein durchaus. Sie wollte möglichst wenig vor den andern Schwestern voraushaben und ließ sich nicht bedienen. Sie sorgte für allgemein gute und kräftige Kost und nahm selber nur was die Gemeinschaft erhielt und teilte ihr Zimmer mit einer älteren Schwester. Auf Reisen war es ihren Begleiterinnen verboten, sie als

Generaloberin kenntlich zu machen oder vor Außenstehenden als „Würdige Mutter“ anzureden. Da war sie nur „Schwester Maria“. Ja, sie befahl den Mitreisenden ihr vorauszugehen und teilte ihnen die besseren Plätze und Kabinen zu. Sie wollte nicht gefeiert und beachtet werden. Oft erlaubte sie nicht, dass man sie beim Abschied begleite und liebe es, nach längeren Reisen unerwartet und unbemerkt ins Haus zu schlüpfen. Wenn immer sie es konnte, vermied sie Repräsentationsbesuche oder schickte andere hin. Doch eignete ihr eine besondere Gabe, mit Menschen und besonders Höherstehenden zu verkehren. Durch schlichte Höflichkeit, Takt und Klugheit machte sie auf viele einen tiefen und unvergesslichen Eindruck. Was andere bei Behörden oder amtlichen Stellen lange vergeblich angestrebt, wurde ihr ohne weiteres, mitunter sogar freudig gewährt.

Einige Zeit vor ihrem Amtsantritt hatte man zur Gewinnung und Erziehung norddeutscher Berufe ein großes Anwesen im Rheinland erworben. Doch bald schon erwies sich dies schlossähnliche Besitztum durch übergroße Anforderungen an Zins und Arbeitskräften als drückende Last. Vergebens hatte man versucht, den Hagerhof wieder zu verkaufen. So fuhr denn Mutter Clodesindis ins Rheinland, um mit einem Interessenten Fühlung zu nehmen, der zunächst wenig Neigung zeigte, auf den Kauf einzugehen. Die Generaloberin führte ihn und seine junge Frau durch die zauberhaften Gärten, und als schließlich inmitten all der Romantik zwischen Blütenbüschen die Nachtigallen zu schlagen begannen, da bat die Dame hingerissen ihren Mann, dies wunderbare Stückchen Erde für sie zu erwerben. Kurz darauf kam der Kauf zustande. Die erforderliche Niederlassung konnte später unter günstigeren Verhältnissen in Olpe bei Meschede in Westfalen errichtet werden.

Der Erziehung und Ausbildung des klösterlichen Nachwuchses brachte Mutter Clodesindis großes Verständnis und kräftige Förderung entgegen. Sie sicherte solchen Kandidatinnen, die Lust und Begabung zum Studium hatten, eine gediegene Vorbildung in der sogenannten Missionsschule des Mutterhauses und drang auf Gründung eines Studienheims in England, das 1930 in London eröffnet werden konnte. Auch alle anderen Kandidatinnen, Postulantinnen und Jungprofessen erhielten ein bestimmtes Maß an Allgemeinwissen, und oftmals machte die Würdige Mutter bei den jungen Leuten unvermutete Stichproben bezüglich ihrer Kenntnisse. Besonders Begabte wurden auswärtigen Anstalten zur Fachausbildung zugewiesen. Den kirchlichen Bestimmungen entsprechend, verbrachte Mutter Clodesindis lange Monate ihrer Amtszeit auf Visitationsreisen.

So besuchte sie im Herbst 1927 Bulgarien und Brasilien, 1929 Ost- Süd- und Westafrika, 1930 Nordamerika, 1931 die Philippinen und Korea, und 1932 nochmals Bulgarien. Dabei wollte sie vor allem auch den Schwestern Hilfe und Aufmunterung bringen und sie zu frohem Gott dienen führen. Immer aber strebte sie danach, Nebensächliches hinter der großen Hauptsache „dass in allem Gott verherrlicht werde“ zurückzustellen. Als sie einmal nach Manila fuhr, bemerkte sie vor der Ladung neben sich eine junge Frau mit sehr zarten Zwillingen. „Sind die Kinderchen wohl auch getauft?“ war ihre Frage, nachdem sie durch ihr frohes Anlachen und einen kleinen Scherz die Freundschaft hergestellt hatte. Die Mutter verneinte; sie habe keine Patin für die Beiden. „Kommen sie nur mit mir – ich Sorge für alles“. Drunten am Quai hielten die Autos einiger früherer Schülerinnen, die gekommen waren, die verehrte „Madre Priorosa“ zu begrüßen. Zwei von ihnen wurden sogleich als Patinnen gewonnen, dann ging es zur nächsten Kirche, wo aus den Zwillingen Gotteskinder gemacht wurden, von denen das eine sich alsbald zum Himmelflug anschickte, nachdem die überraschte Mutter eben noch ein unerwartetes Patengeschenk für ihre Kleinen erhalten hatte.

Ähnliches ereignete sich oft. Wo sie es für angebracht hielt, konnte Mutter Clodesindis, ohne sich auf Gegenstände einzulassen, unbedingten Gehorsam verlangen. Und da ihre impulsive

Art manches anders sah und beurteilte als solche, die lange Jahre in den Verhältnissen lebten, verlangte sie mitunter, wohl ohne es selber zu ahnen, Heroismus von den Einzelnen und ganzen Kommunitäten. Wo es an der dazu erforderlichen geistigen Größe fehlte, konnte es allerdings zu Missverständnissen und Schwierigkeiten kommen. Obwohl sie deswegen von manchen gefürchtet wurde, übte sie im Allgemeinen eine ungewöhnliche Anziehung auf ihre Umgebung aus.

Mit Jubel wurde sie begrüßt, und wenn sie ging, flossen Tränen. Von Zöglingen und jungen Schwestern wurde ihr benediktinisch gemessenes Schreiten und Benehmen bewundert; doch wenn es zur Rekreation ging, brachte ihr rascher Schritt sie wie frischen Wirbelwind unter die Schwestern, und allsogleich einte fröhliche Unterhaltung, heiteres Lachen und doch auch tiefeschürfende Besprechungen die Mutter mit ihren geistlichen Töchtern.

Nach Ablauf ihrer Amtszeit wurde Mutter Clodesindis erneut als Priorin auf ihre geliebten Philippinen gesandt. Sie begrüßte dies frohen Herzens als eine besondere Gnade. Hier hatte sich während der 6 Jahre die Zahl der Schwestern um 80 erhöht; zwei weitere Stationen waren gegründet worden. St. Scholastika hatte sein längst benötigtes Konservatorium, Sta. Caecilia, erhalten, das einen großen Konzertsaal und zwei Flügel mit Musikzimmern umfasste und so viel zur Bewahrung der Stille im Hauptgebäude beitrug. Dieses konnte sie einige Jahre später, mit dem besonderen Segen des Herz-Jesu-Apostels R.P. Mateo Crawley, zum baulichen Abschluss bringen. Dieser Neubau, St. Hildegard, umschloss eine weite Eingangshalle, große luftige Klassenzimmer, und darüber ein großes Dormitorium für Schülerinnen. Bis aber dieses Gebäude 1938 bezogen werden konnte, sollte sich noch viel Leid und auch Frohes in St. Scholastika ereignen.

1935 starben innerhalb 7 Monaten vier Schwestern. Eine hatte, wie immer, treu ihr Tagewerk verrichtet und erlitt nach der Abendkomplet einen Gehirnschlag. Zwei verschieden in der Nacht vor Christi Himmelfahrt, und die vierte am Vortag des Christkönigsfestes. Im folgenden Jahr rief der Herr eine junge, vielversprechende philippinische Schwester zu sich. Sie alle gingen wohl vorbereitet und in bester Verfassung hinüber, doch hinterließ ihr Scheiden einen stets tieferen Schmerz im Herzen ihrer geistlichen Mutter, die sich aber auch hier als die starke Frau erwies.

Das Jahr 1937 stand durch die Vorbereitung und Feier des 33. Internationalen Eucharistischen Kongresses auf den Philippinen im Zeichen erhabener Freude. Seit 1908 wurde in St. Scholastica jeder Sonntag durch Aussetzung und Anbetung des Allerheiligsten ausgezeichnet. So begrüßten nun Schwestern und Zöglinge die bevorstehende Ehrung ihres eucharistischen Königs in Manila mit Jubel und unermüdlichem Schaffen. In der Freude ihres Herzens konnte die Priorin sich nicht genug tun, dass alles so schön und würdig wie nur möglich sei. Paramente wurden angefertigt, Lieder und Chöre sowie ein Festspiel eingeübt, Scharen von auswärtigen Schwestern und Zöglingen, die als Festteilnehmer kamen, in erfinderischer Gastfreundschaft beherbergt.

Und dass der große Tag auch in die weitere Zukunft noch seine Früchte trug, sicherte Mutter Clodesindis durch ihre praktischen, lebensverbundenen Katechismusstunden. Diese wandten sich zunächst an die Schwestern selbst, die dann die Anregungen weitergaben an die Zöglinge. Diese hinwiederum wurden angeleitet das Gelernte anzubringen wo immer sich Gelegenheit dazu bot.

Durch praktischen Harmonium-Unterricht befähigte sie bis auf ganz wenige Ausnahmen jede Schwester, die für den Sonntagsgottesdienst und für die monastischen Gesänge erforderliche

Begleitung zu spielen, so dass sich überall das benediktinische Gotteslob ohne Störung vollziehen konnte.

Wenn Mutter Clodesindis für sich selbst die heilige Armut vorbildlich beobachtete und ihre Schwestern in allem zu großer Sparsamkeit anhielt, so sicherte sie jeder was sie brauchte und gewann die Mittel, mit vollen Händen an Notleidende auszuteilen. Was ihr geschenkt wurde blieb nie bei ihr selber. In der Rekreation war sie unermüdlich im Häkeln und Stricken für Arme. Sie lehrte auch ihre Schwestern erfinderisch zu werden, um ändern zu helfen, und die von ihnen betrauten jungen Mädchen dankten ihren Lehrerinnen für die erfahrene Schulung in der Caritas indem sie wetteiferten, vor Weihnachten und bei sonstigen Gelegenheiten ihnen die Mittel zur Linderung und Beglückung aller Arten von Elend zur Verfügung zu stellen.

Angehörige anderer Ordensgemeinschaften fanden in St. Scholastica stets eine offene Tür und allzeit Hilfe in Rat und Tat, zumal in ihren Anfangsschwierigkeiten.

In den letzten Jahren ihrer Tätigkeit in Manila galt ihre besondere Sorge auch den von Deutschland ausgewiesenen Judenfamilien. Sie machte ihnen Mut und bemühte sich für sie um Wohnungen, Stellen und Arbeit. Es ist unmöglich aufzuführen, was alles vor und an Weihnachten geschah, um an diesem Fest der Liebe allen, die ihr nur irgendwie erreichbar waren - die Schwestern, die Zöglinge, die Hausangestellten, die Armenschüler, die Katechismuskinder, die vor allem geliebten Taubstummen und Blinden, die Sträflinge, die Kranken in Hospitälern und Aussätzigenheimen, Waisenkinder und Mädchen in Besserungsanstalten, so manche Priester armer Pfarreien, ja, von der Strasse weg ins Haus geholte arme Kinder – um allen diesen und anderen noch soviel Freude wie nur möglich zu bereiten. Wie viele Priester berichteten nach der Mutter Tod, dass sie lange Jahre hindurch unermüdlich ihr Wirken durch St. Scholastica's Almosen ermöglichte.

Am Nachmittag des 2. Juli 1939 hatte M. Clodesindis ihren Schwestern, wie an jedem Sonntag, eine Katechismusstunde gehalten und dabei eine Auswahl schöner Sprüche von Bischof Michael Sailer vorgelesen. Sie schloss mit dem Satz: *„Du gebotest mein Kommen, du segnetest mein Hiersein. Du kröntest mein Wirken mit reichlicher Ernte! Du wirst auch mein Fortgehen leiten, wenn Du mir den Wanderstab in die Hand gibst.“* Am folgenden Morgen beim Frühoffizium war ihr Platz im Chor leer; auch zur hl. Messe erschien sie nicht. Erst nach dem Frühstück wurde es bekannt, dass sie bereits auf dem Weg zu ihrer neuen Wirkungsstätte, der St. Agnes Academy, in dem 12 Bahnstunden entfernten Legaspi war. Sie hatte ihren Schwestern einen wehen Abschied ersparen wollen und war heimlich von ihnen gegangen. Doch erreichten sie in der Folge noch viele liebe Grüsse, und wenn Geschäfte oder Besprechungen bei Behörden sie nach Manila führten, gab es manch frohes oder auch, wegen des Krieges, wehmütiges Wiedersehen.

Bei ihrer Versetzung zählte das Priorat 186 Schwestern, darunter 30 Filipinas und eine Chinesin. 7000 Kinder besuchten die von den Schwestern geleiteten Schulen, und gegen 12000 wurden durch Katechismus- und Sonderunterricht erfasst, unter Mithilfe von 280 Katechetinnen.

In St. Agnes wirkten damals 20 Schwestern, 600 Schülerinnen besuchten die Academy, und gegen 300 Kinder die Armenschule. Hier nun setzte Mutter Clodesindis ihr Leben selbstloser Nächstenliebe fort.

Da die Kinder und Zöglinge bei ihren erfahrenen, langjährigen Lehrerinnen in besten Händen waren, schaute sie sich nach weiteren Möglichkeiten um, zu helfen und zu missionieren. Etwa

2 Stunden vor Legaspi, (das früher den Namen Albay hatte), lag am Bogtonhügel ein Aussätzigenheim. Die noch nicht ganz hilflosen Kranken lebten in Hütten am Bergeshang und erfuhren wenig Sorge und Liebe. Zu ihnen nun pilgerte die Sechzigjährige in der heißen Sonnenglut hinaus, während des Krieges fast jeden Sonntagnachmittag, und hatte bald Freundschaft mit diesen Ärmsten geschlossen. Für alle hatte sie ihren strahlenden Gruß, ein verstehendes, tröstendes, frohes Wort, ein teilnehmendes „Wie geht es denn?“ Die noch zu gehen vermochten, sammelte sie alsdann in einem größeren Raum, unterrichtete sie, lehrte sie, hinter ihrem dunklen Geschick Gottes Liebe zu sehen, betete und sang mit ihnen und sorgte, dass ein junger Mann ihre Worte für die des Englischen Unkundigen in die dort gesprochene Bikolsprache übersetzte. Später suchte sie noch einige Schwerkranke auf und lenkte deren Herz und Denken auf das einzig Notwendige. Dann trat sie mit ihrer Begleiterin den Heimweg an durch den heißen Nachmittag – eine opfervolle Strecke für die damals schon Herzleidende.

1944 wurde ihr für diese Besuche ein von einem Wasserbüffel (Carabao) gezogener Karren zur Verfügung gestellt; doch auch bei dieser Beförderungsart gab es durch die damalige stete Bombengefahr und das Rütteln auf den ausgefahrenen Wegen voller Löcher genügend Opfer. Als im Gefolge der Kriegsnot der Hunger immer weiter um sich griff, hatten besonders die Aussätzigen schwer darunter zu leiden. Da brachte Mutter Clodesindis ihnen allen Reis, den man sich in St. Agnes nur irgendwie absparen konnte.



Unter den Kranken hatte sie auch einen mit dem Aussatz behafteten Priester, Tito Nolan, getroffen. Eine Zeitlang noch konnte er im dortigen Kirchlein für seine Leidensgenossen das heilige Opfer feiern. Dann trat im Frühjahr 1941 eine Verschlimmerung seines Zustandes ein. Man erkannte, dass es dem Ende zuing. Da veranlasste die besorgte Missionarin, dass der Kaplan von St. Agnes im die hl. Sterbesakramente spende. Sie selber desinfizierte den Altar, so dass der Kaplan am Passionssonntag dort die hl. Messe feiern konnte. Dieser wohnte der Schwerkranke vom Eingang seiner nur 4 m entfernten Zelle aus bei, während eine Philippinische Schwester die Messtexte in der Bikolsprache vorbetete und der Chor der Aussätzigen sang. Der kranke Priester war übergelukkig. Als er dann am Gründonnerstag starb, waren wieder Mutter Clodesindis und eine Schwester an seiner Seite und sangen das „Suscipe“, nachdem der Kaplan die Sterbegebete beendet. Sie veranlasste auch, dass ihm am folgenden Tag die Aussätzigen betend und singend das Geleit zum Grab gaben.

Die zwei ersten Kriegsjahre brachten den Benediktinerinnen auf den Philippinen keine bedeutenderen Einschränkungen. Schwierig gestalteten sich die Verhältnisse mit der Besetzung des Inselreiches durch die Japaner. Am Morgen des 12. Dezember 1941 wurde Mutter Clodesindis aus der Kapelle an die Pforte gerufen. Als sie nach einiger Zeit zurückkam, sagte sie langsam: „Sechs japanische Kriegsschiffe liegen im Hafen von Legaspi.“ Da der Priester nicht zur hl. Messe kam, setzte sie sich ans Harmonium und ließ die Schwestern Kyrie und Gloria singen. Doch dann musste man still sein. Drunten unter den Fenstern vorbei zogen in langen Reihen die japanischen Truppen in die Stadt. Was mochte nun kommen?

Das große Haus erregte natürliche die Aufmerksamkeit der Japaner, die kamen, um es für ihre Zwecke zu beschlagnahmen. „Das geht nicht, meine Herren“ erklärte ihnen Mutter Clodesindis in ihrer höflichen, bestimmten Art, „dies ist eine Schule und wir Schwestern sind Deutsche (als deren Verbündete sie die Japaner betrachtete) – also geht es zweimal nicht“. Da ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Doch traute man der Sache nicht ganz und fand sich

wiederholt zur Hausdurchsuchung nach verborgenen Amerikanern ein, wobei die kluge Oberin die Soldaten willfährig herumführte, doch stets von den Klausurräumen fernzuhalten wusste. Die meisten Bewohner Albays, auch der Kaplan von St. Agnes, waren vor dem einrückenden Feind in die Berge geflüchtet. So hatten die Schwestern tagelang keine hl. Messe, bis die göttliche Vorsehung gerade am Vorabend vor Weihnachten einen Priester ins Haus führte, der längere Zeit dort blieb.

Als sich verschiedene Familien im Februar 1942 wieder in die Stadt zurücktrauten, suchten die Schwestern den Schulunterricht wieder aufzunehmen. Zur Beruhigung der Eltern ließen sie die Kinder daheim abholen und nachmittags zurück begleiten. Trotzdem blieb die Schülerzahl gering. In den Schulbüchern mussten auf japanische Anordnung hin viele Stellen zugeklebt, anderes hinzugefügt, und die japanische Sprache als Pflichtfach gelehrt werden. Man suchte allem zu entsprechen, konnte aber trotzdem nicht die Genehmigung zur Wiedereröffnung des Lyzeums neben der Elementarschule erlangen. Die Kinder verwilderten unter den ungünstigen Verhältnissen mehr und mehr, und für die Schwestern wurde die Wiederaufnahme der Schule eine Lebensfrage: das tägliche Brot musste erarbeitet werden. Deshalb entschloss sich Mutter Clodesindis, mit einer Schwester nach Manila zu fahren, um bei der dortigen Militärregierung in der Sache vorstellig zu werden. Es gab nur eine einzige Möglichkeit für diese Reise: die Schwestern mussten sich den Militärtransporten in der Bahn, auf Lastautos und streckenweise auf einem Küstendampfer anschließen. Da dieses Schiff weit draußen in der See lag, brachte ein Nachen zuerst die Passagiere und dann das Gepäck hinüber. Während ihre Begleiterin mit dem letzteren zurückblieb, schloss Mutter Clodesindis sich den übrigen Reisenden an und wollte als letzte vom Nachen auf den Dampfer steigen. In dem Augenblick aber glitt das Boot unter ihren Füßen weg. Mit einer Hand konnte sie eben noch eine Eisenstange am Dampfer erfassen und hing so in der Luft über dem Wasser. Wie lange würde sie sich noch halten können? Doch blieb sie ruhig. „Ich bin in Gottes Händen“ dachte sie, wie sie auf späteres Befragen gestand. Am Ufer Stehende bemerkten inzwischen ihre Lage und riefen um Hilfe. Ein Filipino ruderte den Nachen zu ihr hin, half ihr herab und dann sicher an Bord. Auf der Weiterfahrt waren die Reisenden abwechselnd der glühenden Tropensonne und heftigen Regenschauern ausgesetzt, so dass die arme Mutter mit von Hitzeblasen überkrustetem Gesicht in Manila ankam. Kaum aber wurde es dort bekannt, dass die geliebte Madre in St. Scholastika weile, als sich von allen Seiten her Besucher einstellten. Ein langjähriger Freund des Kollegs, der sie bei dieser Gelegenheit ebenfalls begrüßte, äußerte sich später zu den Schwestern: „Keine andere Frau würde derart entstellte Besuche empfangen haben. Dazu braucht es schon eine ganz tiefe Demut“. Ja, demütig war Mutter Clodesindis! Von jeder Schwester ließ sie sich auf Fehler – und war es nur beim Englischsprechen – aufmerksam machen und betete zum Dank für die Betreffende einen Rosenkranz. Man konnte mit ihr Meinungsverschiedenheiten haben, aber niemals trug sie einem etwas nach. Sie lebte in tiefer innerer Zerknirschung und fühlte sich besonders zum Zöllner des Evangeliums und zum reuigen Schächer hingezogen.

Es bedurfte noch einer erneuten Manilareise bis im Juli 1943 endlich das Lyzeum von St. Agnes wieder eröffnet werden durfte. Da alle anderen Schulen im Umkreis geschlossen blieben, übernahm man auf Bitten der Eltern auch eine Anstalt für Jungen, und der Zudrang war unbeschreiblich. Doch als im September 1944 die ersten amerikanischen Bomber über der Stadt erschienen, fand sich kein einziges Kind mehr in der Schule ein. Nun mussten andere Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten für die Schwestern gefunden werden.

Man verfertigte Bilder, Karten, Krippen und Spielzeug. Eine Filipina fuhr mit dem Karren in die umliegenden Ortschaften und tauschte diese „Kunstwerke“ gegen Reis ein. Überdies wurden jeder Schwester besondere Arbeiten im Garten, Waschküche und Bügelzimmer

angewiesen. Die leerstehenden Räume der Academy bot man von auswärts evakuierten Familien zur Unterkunft an, und bald waren über 100 solcher Mitbewohner eingezogen. Andere stellten ihr Hab und Gut im Kloster unter und flohen in die Berge. Ein philippinischer Leutnant hatte Mutter Clodesindis versichert, die Gebäulichkeiten von St. Agnes seien auf der amerikanischen Kriegskarte verzeichnet und würden unbehelligt bleiben.

Auch auf die neuen Hausgenossen übte die Mutter bald ihren Einfluss aus. Täglich wurde in der Kapelle gemeinschaftlich der Rosenkranz gebetet, und als Weihnachten 1944 kam, gingen, von ihr angeleitet und vorbereitet, alle Männer bis auf einen zu den hl. Sakramenten. Doch dabei ließ sie es nicht bewenden. Sie trat auch unter schwierigen Verhältnissen für diese Leute ein. Eines morgens hatten ihr zwei japanische Hauptleute mitgeteilt, dass einer der im Kloster lebenden Filipinos und seine Nichte sich nachmittags 2 Uhr bei der Kemei Tai (Japanische Gestapo) zum Verhör einzufinden hätten, da sie am Abend hingerichtet werden sollten. Dies letztere sagte Mutter Clodesindis den also Vorgeladenen nicht, als sie ihnen den Befehl mitteilte und anbot, selber mitzugehen. Inzwischen mussten alle Schwestern in der Kapelle die Hilfe des Himmels für die Unglücklichen anflehen. Stunde um Stunde wartete man unter Bangen auf die Rückkehr der Mutter: hatte ihre Kühnheit sie selber in Gefahr gebracht? Hatte nicht heute Morgen erst einer der Offiziere sie angefahren: „Wie können Sie immer wieder diese Filipinos in Schutz nehmen, nachdem Sie selber doch Deutsche sind?“

Mutter Clodesindis hatte ihren beiden Schützlingen geraten, mit ihr beim Eintreten höflich die bei den Japanern übliche tiefe Verneigung zu machen, sich bescheiden und ruhig zu verhalten und möglichst wenig zu sprechen. Als die Japaner sie eintreten und ihre Verneigungen machen sahen, lächelten sie höflich: War sie schon wieder dabei! Den beiden Angeklagten befahlen sie kurz, sich in den 2. Stock zu begeben. Ohne weiteres ging Mutter Clodesindis ihnen dorthin voran und setzte sich nach erneuten Verneigungen zwischen sie auf die Anklagebank. Als bald begann das Kreuzverhör, und meist hatte Mutter Clodesindis schon knapp und bestimmt geantwortet, ehe die eigentlich Befragten zu Worte kommen konnten. Die Beamten sahen ein: Dieser Frau waren sie nicht gewachsen und entließen schließlich alle drei, die tiefbeglückt und Gott dankend heimkehrten. In ähnlich unerschrockener Weise setzte sie sich auch für andere Bedrohte und Gefangene ein, obwohl die Japaner alle zu bestrafen pflegten, die für irgendwie Verdächtige eintraten.

Als mit den vermehrten Bombenangriffen die Zahl der Verwundeten in der Stadt stieg, öffnete die besorgte Mutter auch ihnen das Haus und übernahm mit ihren Schwestern unentgeltlich alle Pflege und Nachtwachen, gleich ob es Amerikaner, Filipinos, Spanier, Deutsche oder Chinesen waren. Im März nahmen die Bombenabwürfe zu. Der Flugplatz lag nicht allzu weit von St. Agnes entfernt. Immerhin gingen die Geschosse meist noch nicht in unmittelbarer Nähe nieder. „Sollen wir unser Kloster verlassen?“ fragte man sich wieder und wieder. Die Amerikaner hatten ja versichert, dass es verschont werde. Man hatte den Schwestern ein Haus in den Bergen als Zuflucht angeboten. Die Mutter stellte ihnen frei dorthin zu gehen, fügte aber bei: „Auf jeden Fall halte ich es für meine Pflicht, hierzubleiben. Würden alle das Haus verlassen, so fiel es entweder den Japanern oder den Plünderern in die Hände und wäre für uns verloren“. Da stand Sr. Edilburgis auf und versicherte: „Wenn die andern gehen wollen – ich bleibe bei Ihnen“. Auch unter den übrigen konnten manche sich nicht zur Flucht entschließen. Wovon sollte man draußen auf die Dauer leben? Man musste doch auch Vorräte mitnehmen. Und der Raum war sehr beschränkt. So hielt man es schließlich für besser, beisammen zu bleiben. Wie innig betete Mutter Clodesindis in diesen Tagen um die richtige Entscheidung. Wie inbrünstig empfahl sie die ihr Anvertrauten dem Schutze des Himmels! Als sich in der Karwoche die Angriffe mehrten, flohen auch die meisten der Hausbewohner aus der Stadt. Wieder einmal traf, wie früher schon, eine

dringende Mahnung ein, St. Agnes zu räumen. In den früheren Fällen war daraufhin nichts erfolgt. Ostern stand unmittelbar bevor und das ihnen angebotene Haus war durch Beschuss in Flammen aufgegangen. War man da im Kloster nicht sicherer als draußen – ständig gefährdet von Räuberhorden und umher streichenden Japanern? – So kam der Karsamstag, der 31. März 1945. Der morgendliche Gottesdienst wurde so kurz wie möglich gehalten. Mutter Clodesindis begleitete das von ihr über alles geliebte Osteralleluja in auffallend innig-jubelnder Weise, und für kurze Minuten durchflutete heilige Osterfreude die Herzen aller. Doch schon explodierten in einiger Entfernung die ersten Bomben. „Herr, bleib bei uns!“ betete die Mutter. Und da der Flieger immer mehr wurden, bestimmte sie: „Jetzt ist an ein Verlassen des Hauses nicht zu denken. Aber wenn es ruhiger wird, heute Abend um 5 Uhr, geht ihr alle. Ich bleibe.“ Dann stand sie bei Sr. Edilburgis und sprach angelegentlich mit ihr: hatten sie sich dem Herrn als Opfer für die Rettung der anderen angeboten?

Näher kam der ohrenbetäubende Lärm; häufiger fielen die Bomben. Die vier kleinen Kinder des im Hause wohnenden Lehrers Mr. Alejandrino weinten vor Angst. Die Mutter brachte ihnen Süßigkeiten und suchte sie zu beruhigen.

„Kommen sie doch mit in den Unterstand“, bat eine vorübergehende Schwester. „Hier ist mein Schutz!“ sagte sie zuversichtlich und wies auf die lebensgroße Herz-Jesu-Statue, zu der



sie eben die Kinder geführt hatte. Nochmals sah die Davoneilende sich um und sah Mutter Clodesindis in wunderbarer Zuversicht mit gefalteten Händen dastehen, die Kleinen an ihrer Seite. Dann fiel eine Bombe in nächster Nähe. Das Gebäude hob und senkte sich wie bei einem Erdbeben. Der hoch hinaufgeschleuderte Staub verdunkelte alles und qualmender Pulverdampf erfüllte die Luft. Einige Augenblicke blieb alles unheimlich still. Die Oberin hatte sich niedergekniet und die Kinder in ihren Armen geborgen. Und dann ein donnernder Krach und atemraubende Erschütterung: eine Brandbombe war im Mittelpunkt des Hauses niedergegangen.

Die im Luftschutzraum Weilenden flohen ins Freie. Eine der Schwestern stürzte in die von Qualm und schwarzem Rauch erfüllte Kapelle und riss die beiden Ziborien an sich, die aus dem aufgesprungenen

Tabernakel gestürzt waren. Dabei fing ihr Schleier Feuer. Sie zerrte ihn herunter und eilte hinaus. Eine andere Schwester bemerkte unter einem brennenden Balken der Eingangshalle eines der Lehrerskinder. Sie zog es mühsam darunter hervor: beide Füßchen waren ihm jämmerlich zerschlagen. „Mutter ist schon tot“, sagte es, doch noch ahnte niemand, dass es damit Mutter Clodesindis gemeint hatte, die mit Sr. Edilburgis und Oblatin Gertrud und acht der noch im Haus weilenden Flüchtlinge ein Opfer der Flammen geworden war.

Erst am Abend um 8:30 brachte eine aus der Stadt nachkommende Schwester diese Kunde den übrigen, die in furchtbarer Flucht sich nach Bacacay gewandt hatten. Am 4. April händigten ihnen amerikanische Soldaten die einzigen Überreste aus, die sie an der Stelle, wo sie zuletzt gesehen worden war, von der teuren Mutter gefunden hatten: eine gekrümmte Wirbelsäule und wenige verkohlte Reste. Man barg diese vorläufig auf einem Seitenaltar der Kirche von Bacacay. Später wurden sie mit den spärlichen, noch aufgefundenen Gebeinen von Sr. Edilburgis und Oblatin Gertrud auf dem Friedhof von Legaspi-Albay beigesetzt.

R. I. P.